Von **August Spanuth.**

Ueber die „Rheingold"-Aufführung im Charlottenburger Opernhaus. — Das Künstlertheater.

„Wo bleibt da das Metropolitan Opera House!" rief mir eine New Yorkerin zu, eine „Arionitin", die bis vor einem Jahre noch Stammgast im New Yorker Metropolitan Opera House gewesen war und nun hier wohnt; und zwar rief sie diese Worte, als die erste „Rheingold"-Vorstellung im Charlottenburger Deutschen Opernhause zu Ende gegangen war.

Aber erschrecken Sie nicht, ganz so arg war's nicht. Wohl aber begreife ich diesen Ausruf, befand ich mich doch selbst in dem seltenen, aber desto erfreulicheren Zustande der Bewunderung über das Geleistete. Bedenken Sie einmal, was es heißen will, wenn man für weniger Mark, als man in New York Dollar bezahlen muß, einen komfotablen Parkettsitz zu Vorstellungen erhält, die sich als Gesammtleistung, an künstlerischer Ausarbeitung und ganz besonders in szenischer Beziehung neben solche des Metropolitan Operahouse stellen dürfen. Das ist natürlich nicht mit den ausländischen Opern der Fall, für die uns nun einmal die Sänger grausamlich fehlen; oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen, wie z. B. bei Halevy's „Jüdin", die so wie sie war, mit der gesammten Besetzung (abgesehen allerdings von dem unmöglichen Kardinal des Herrn Braun) auch in dem großen gelben Hause am Broadway in New York eine vorzügliche Figur gemacht haben würde. Jedenfalls kann ich so weit gehen zu behaupten, daß wenn die weiteren drei Theile des „Ring" ähnlich so gut gelingen wie das „Rheingold", das Deutsche Opernhaus sich vor keiner Bühne der Welt wegen seiner Wagner-Aufführung zu verstecken braucht. Es wird hier ganz offenbar mit Bienenfleiß gearbeitet, denn „flipshod"-Aufführungen, wie sie mir in der Hofoper schon mehrfach vorgekommen sind, habe ich hier in Charlottenburg noch nicht erlebt. Auf den Drill ist man freilich auch angewiesen, denn die meisten Sänger und Sängerinnen ermangeln jahrelanger Erfahrung, und auf Wagner müssen sie erst recht eingedrillt werden. Aber es ist, zumal unter den Männern, vorzügliches Material vorhanden, so vorzügliches, daß es leider zu früh von den Meistbietenden wegengagirt werden wird. Von dem jungen Tenoristen Kirchner, den ich schon mehrfach mit Auszeichnung erwähnt habe, ist das bereits als Thatsache zu melden: die Königliche Oper hat ihm fast das Doppelte seiner Gage geboten, und nun wird er über's Jahr dort eintreten. Er kommt also sicher noch nach New York. Das Gleiche erwarte ich über kurz oder lang von dem sehr schönstimmigen und geschmackvoll singenden Baritonisten Werner Engel. Weniger ist das von den Sängerinnen zu erwarten, denn sie repräsentiren hier wirklich das schwächere Geschlecht. Abgesehen von Melanie Kurt, die übrigens, wenn ich nicht irre, schon für New York verpflichtet ist. Und was Frau Böhm van Endert betrifft — die als Freia im „Rheingold" nach Herzenslust tremolirte (als wenn ihr noch die Seereise in den Gliedern steckte) — so würde man sich ja über ihren Fortgang zu trösten wissen, — wenn Amerika sie durchaus haben muß.

Also die „Stars" fehlen, aber sonst hat man zunächst ein mächtiges Haus, sicherlich kaum kleiner als das Metropolitan, nur daß man Raumverschwendung getrieben und nur zweiundeinhalbtausend Sitze angebracht hat; dann ein vortreffliches Orchester von fünfundneunzig Mann; einen ausgezeichnet gedrillten Chor, alle möglichen und zwar modernsten Bühnen-Maschinerien und Beleuchtungsapparate; ist doch die Wolkentechnik auf dem Kuppelhorizont von einer geradezu räthselhaften Natürlichkeit; endlich besteht ein Feuereifer unter den drei jungen koordinirten Kapellmeistern. Sie begreifen, daß sich mit diesen Faktoren schon etwas erarbeiten läßt, und da man mit den Ausstattungen nicht zu knausern braucht, kommt es hier zu keiner Aufführung, die irgend wie nach „Provinz" schmeckte. Indessen geht der gegenwärtige Deutsche in seinem monarchischen Gefühl oft so weit, daß er instinktiv mit allem, was „königlich" genannt wird, ein gewisses Maaß von Vorzüglichkeit verbindet, das allem nicht „Königlichen" versagt bleibt. Meistens bestreitet er das freilich, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, und grade in Bezug auf das bürgerliche Opernhaus in Charlottenburg habe ich es einige Male erlebt, daß dieses Vorurtheil allmählich schwand, nachdem man den Betreffenden sein Vorhandensein erst zum Bewußtsein gebracht hatte. Mit seiner „Parsifal"-Inszenirung hatte das Königliche das bürgerliche Opernhaus zwar weit übertroffen, aber das „Rheingold" in Charlottenburg wiederum ist dem „Königlichen" vorzuziehen.

Wenn auch zwei von den drei Rheintöchtern sehr unrein sangen. Im „Königlichen" haben sie's dafür so viel leichter, denn dort hat Hülsen Arbeitstheilung eingeführt: während drei Balleteusen geschmackvoll vor den Augen des Publikums umherschwimmen, stehen die singenden Töchter des Vater Rhein gemächlich hinter den Kulissen und sagen ihre Verslein auf. Das entspricht freilich nicht ganz den Vorschriften des Komponisten, der in Bayreuth die drei Wägen der Rheintöchter — damals ließ man sie noch nicht an Drähten schweben — von Anton Seidl, Felix Mottl und Hermann Zumpe schieben ließ, damit jede einzelne Bewegung genau mit der illustrirenden Musik übereinstimmen konnte.

Aber ich werde mich hüten, hier auf einen Vergleich unserer königlichen und bürgerlichen Wagner-Aufführungen einzugehen, nicht einmal von den vortrefflichen letzteren will ich Ihnen Ausführliches erzählen. Nur ein paar Einzelheiten seien flüchtig erwähnt. Der Effekt des fließenden Wassers im ersten Bilde war ganz vorzüglich getroffen. Da die ganze Breite der riesigen Bühne benutzt worden war und der Wasserspiegel überaus hoch lag, konnte man allerdings eher an den Hudson als an den Rhein denken; jedenfalls war hier Raum für Schiffe von riesiger Wasserverdrängung und gewaltigem Tiefgang. Am Ende hätte selbst der „Imperator" hier keinen „Anstoß" erregt, wie damals in der Elbe. Dann war die „freie Höhe" nach meinem Gefühl ganz außerordentlich gut getroffen. Wenn ich auch am Rhein keine solch hohe Gipfel entdeckt habe, so ist es doch ganz natürlich, daß man sich den deutschen Olymp ein bischen höher denken möchte, als einen bequemen Ausflugsort für Sonntagstouristen. An Nibelheim fand ich weniger Gefallen, es kam mir ein bischen „stagey" vor. Aber die Zauberkunststücke Alberich's wurden ihres allzu kindlichen Charakters verständiger Weise entkleidet. Man sah keine Klapptthüren sich öffnen, wenn er zur Verwandlung sich hinter den Wasserdampf begab, und die große Schlange, in die er sich zuerst verwandelt, war ein Riesendrache, ein Vetter des späteren Fafner-Wurms, der sich mit seinen ungeheuren Gliedern langsam und andeutungsweise aus dem graubraunen Felsgestein erhob. Dieses Wunder wurde offenbar per Blasebalg vollbracht. Apropos: wie schade ist es doch, daß Wagner im „Ring" zur Anregung unserer Phantasie so vieler sogenannter Bühnenwunder zu bedürfen glaubte! Aber nur gemach, bei zunehmender Vertrautheit mit der Musik wird auch das große Publikum sich immer mehr daran gewöhnen, mit einer leichten Andeutung des ganzen Bühnenzaubers vorlieb zu nehmen, und seine ganze Aufmerksamkeit auf den Ausdruck des Gesanges und des Orchesters zu richten.

Ich sagte schon: im Charlottenburger Opernhause wird sich fast jeder einzelne erst noch so recht in Wagner einleben müssen. Der vorhandene Feuereifer, die Begeisterung haben aber schon viel gethan, und die Frische, mit der sich die Neulinge an ihre Aufgabe machten, stach sogar theilweise vortheilhaft ab von der sicheren Routine alter Wagnersänger. Da war zum Beispiel Lieban als Mime. Seit Jahrzehnten hat sein Mime als vorbildlich gegolten, und viele finden auch jetzt noch an seiner Personifikation des ekten Zwerges nicht das Geringste auszusetzen. Mir dagegen schaute aus jeder Bewegung, aus jedem Tonfall nichts als überreife Theaterroutine heraus. Daraus läßt sich erkennen, wie sehr sich die Auffassung bezüglich der Wagner-Darstellung seit Wagner's Lebzeiten geändert hat, und ich glaube, daß im Allgemeinen, und abgesehen von dem Gesanglichen, diese Aenderung Wagner's entschiedenen Beifall finden würde.

Ignatz Waghalter dirigirte die Aufführung. Er ist ein viel zu guter Instinktmusiker, um sich nicht auch in den Wagnerstil gänzlich hineinfühlen zu können, aber seine bewegliche, lebhafte Art bedarf doch noch einer Gewöhnung an jene epische Breite, von der nun einmal der Dramatiker Wagner nicht lassen konnte. Wohl war alles klug kalkulirt, vortrefflich ausgearbeitet, reich nüancirt, aber es gab noch Stellen, wo die letzte Wucht fehlte. Nicht zwar beim dramatischen Höhepunkte im dritten Bilde, da war vielmehr auch Waghalter auf der Höhe. Und dann durfte man sich von ganzem Herzen freuen über die echt musikalische Art, wie Waghalter die Stimmen der Sänger schützte gegen ein Zugedecktwerden durch das Orchester.

Und nun sollen wir demnächst „Die Walküre" in unserer Bürger-Oper erleben. Ob in dieser Saison auch noch „Siegfried" und „Götterdämmerung" an die Reihe kommen werden, steht noch nicht fest. Man will, verständiger Weise, lieber gediegen und langsam arbeiten, als geschwind und oberflächlich. Und wie die Sachen nun einmal stehen, bei der unverkennbaren latenten Opposition, die das Deutsche Opernhaus in manchen musikalischen Kreisen hier gefunden, würde eine einzige schlechte Wagner-Aufführung für das Institut vielleicht von katastrophaler Bedeutung sein. Also ist „Eile mit Weile" hier das richtige Motto.

* * *

Im Ganzen genommen ist die neue Charlottenburger Oper ob ihrer Erfolge beim Publikum zu beglückwünschen. Daß noch vieles verbessert werden kann, ist trotzdem richtig. Auch halte ich es für möglich, daß hinter den Kulissen und in den Verwaltungsbureaux nicht jeder Tag ohne Reibungen dahingeht. Wo wäre das bei einem Bühneninstitut zu erwarten! Jedenfalls geht es diesem neuen großen und so viel komplizirteren Institut aber ganz unverhältnißmäßig viel besser, als unserem neuen „Deutschen Künstlertheater, Sozietät". Daß dort der finanzielle wie der künstlerische Erfolg weit hinter den hochgespannten Erwartungen zurückgeblieben ist, habe ich schon einige Male angedeutet. Fragt man, wie das bei einem solchen Musterensemble, beim Zusammenwirken so vieler Künstler von Ruf und Bedeutung möglich ist, so wird wohl nur in dem Mangel am eigentlichen Zusammenwirken die Erklärung zu finden sein. Gerhart Hauptmann weilt seit dem Fiasco seiner „Tell"-Inszenirung und seit dem geringen Erfolg seines „Bogen des Odysseus" in der Ferne, ist auf Reisen. Wiederholte Dementis des „Managers" Grünwald, daß von einer ungünstigen Geschäftslage nicht die Rede sei, können den Eindruck nicht wegwischen, daß hinter der starken Rauchentwicklung doch auch Feuer stecken müsse, ein Eindruck, der natürlich durch den Anblick eines halbleeren Hauses noch verstärkt wird. Und nun fangen einzelne Mitglieder der Direktion schon an, Briefe an die Zeitungen zu schreiben. So theilt Rudolf Rittner heute mit, daß er sein Amt als Mitleiter bereits im November niedergelegt habe und nur noch in seinem Regisseur-Verhältniß ausharre. Die Zumuthung aber, daß er als Darsteller wieder in die Bresche springen und durch seine große Popularität auf der Bühne die Anziehungskraft des Instituts erhöhen solle, weist er mit einer Energie zurück, als wenn man ihn beleidige, sobald man ihn daran erinnert, was für ein ausgezeichneter Schauspieler er noch vor wenigen Jahren gewesen. Else Lehmann hat gekündigt, — aus Gesundheitsrücksichten. Jedoch will sie nach fünfjähriger Pause — sofern sie überhaupt dann wieder auftreten sollte — ihre Kräfte nur dem Künstlertheater zur Verfügung stellen. Das mag durchaus ehrlich gemeint sein, aber wer kann sagen, ob das Künstlertheater nach einem Lustrum noch existiren wird? Oskar Sauer verabschiedet sich — ebenfalls aus Gesundheitsrücksichten — vorläufig auf ein halbes Jahr. Dagegen munkelt man vom Eintritt der Durieux und Paul Wegeners im nächsten Herbst.

Auf alle Fälle steht es fest, daß unser so freudig begrüßtes Künstlertheater gleich in seiner ersten Saison schweren Krisen ausgesetzt ist. Ob der Aberglaube der Schauspieler wohl gar das Haus selbst für ein Unglückshaus hält! Hier ging nach kurzem Bestehen die Kurfürstenoper schmählich in die Brüche, und dann brachte es Palfi dort zu einem unverhältnißmäßig geschwinden Fiasco. Sollte also das Künstlertheater seine gegenwärtige Krise nicht zu überstehen im Stande sein, dann möchte allerdings das gänzlich unschuldige Haus in Verruf kommen.

Wirklich zufrieden kann in dieser Saison wohl nur ein einziger Berliner Theaterdirektor mit seinen Einnahmen sein: Max Reinhardt. Zu manchen seiner — noch dazu tantiemefreien! — Shakespeare-Vorstellungen muß man sich die Billets schon drei Wochen vorher bestellen, wenn man des Glückes theilhaftig werden will. Von zuverlässigen Leuten wird mir außerdem erzählt, daß fast an jedem Abende, besonders aber des Sonntags, Hunderte von Personen des Abends unverrichteter Sache vor dem ausverkauften Billetschalter wieder abziehen müssen. Reinhardt ist fürwahr ein Glücksvogel! Aber er ist auch ein arbeitsamer und einfallsreicher Mann. Darum sei ihm der Goldstrom nicht mißgönnt, der sich fortgesetzt in seine Koffer ergießt.

Stockwerke zu verkaufen.

Eine Neuerung in den Pariser Wohnungsverhältnissen.

Aus Paris wird der „Köln. Zeitung" geschrieben: „Im Champs-de-Mars-Viertel wächst ein Neubau seiner Fertigstellung entgegen, der einige Besonderheit für sich in Anspruch nehmen kann. Nicht im Aeußern; es ist ein Bau wie viele andere, in Sandstein, mit Balkonen und undurchdachtem Skulpturenschmuck. Das Besondere an ihm ist, daß er, obwohl mehrstöckiges Haus, nicht Miethhaus sein wird. In der That wird hier zum ersten Male in Paris ein Gedanke durchgeführt werden, der, wie man sagt, in der Provinz, in den Bezirken von Lyon und Grenoble, schon mit Erfolg verwirklicht ist: die einzelnen Stockwerke werden nicht vermiethet, sondern — verkauft. Der Grundgedanke, aus dem diese Neuerung geboren wurde, oder doch geboren sein könnte, ist volkswirthschaftlich bemerkenswerth, und seine Folgerungen könnten von sozialer Bedeutung sein. Einmal durch die Festigung der Familien mittels „Grundbesitzes". (Das Wort paßt hier nicht ganz und ist besser durch Wohnbesitz zu ersetzen.) Ferner durch Einschränkung der Miethspekulation, deren Unzuträglichkeiten in dieser Zeit der Miethzinssteigerungen recht deutlich sind. Damit würden andere Vortheile eng zusammenhängen, die nicht zu unterschätzen sind. Aber — das Aber kommt immer nach — einmal würde eine Entwickelung in dieser Richtung anderen, vielleicht erfreulicheren Bestrebungen, so einer Zentralisirung des öffentlichen Lebens, verbunden mit einer Dezentralisirung des Familienlebens, so den Gartenstadt-Gesellschaften, den Wohnungsgenossenschaften entgegenwirken, indem sie an Stelle des „Grundbesitzes" das Kompromiß „Wohnsitz" setzt. Zweitens würden wahrscheinlich solche Stockwerk-Besitzer öffentliche und private Verwaltungsschwierigkeiten hervorrufen, die vielleicht nicht so einfach zu beseitigen sind und eine Interessengemeinschaft verlangen, die kaum eine Eigenschaft des modernen Menschen, vor allem nicht des Großstädters, ist. Drittens, aber ist dieser Großstädter — und welcher mehr als der Pariser? —, ein so eingefleischter Nomade, daß er schwer für den Gedanken zu gewinnen sein wird, sich kapitalistisch in einem Stockwerk festzulegen. Und, auf diese Weise, was würde es geben, wenn der Stockbesitzer wieder zum Vermiether wird und plötzlich, o Hydra, statt eines miethzinssteigernden Eigenthümers zehn am Werk wären?

Oesterreich-Ungarische Korrespondenz.

Aus der Werkstatt des Operettenkomponisten. — Das durchbohrte Herz. — Ein Feind des Deutschthums gestorben. — Hochherzige Stiftung. — Gründung eines Studentenmuseums. — Allerlei.

Man stellt sich für gewöhnlich die Werkstätte des „lustigsten aller Künstler", des Operettenschreibers und -komponisten, weit vergnüglicher, bunter und sorgloser vor, als die Thatsachen bekunden. Nur wer selbst einmal mit am Operettenbau gewesen, hat einen genauen Begriff von der Schwierigkeit dieser scheinbar leichten Werke, von dem gar nicht mühelosen Weg, auf dem sich das Wort zur Melodie, die Melodie zum Worte findet. Ueber dieses gerade für das Wiener Theaterleben so charakteristische und immer anziehende Thema sprach Edmund Eysler, der Komponist des „Bruder Straubinger", des „Lachenden Ehemannes", des „Tages im Paradies" und so vieler anderer populär gewordener Operetten, im Rahmen des vom Volksbildungsvereine veranstalteten Vortragscyklus im Festsaale des Niederösterreichischen Gewerbevereines. Eysler gehört zu den frischesten Erscheinungen der Wiener Operettensphäre; er verleugnet auch in seinem zwanglosen persönlichen Auftreten nicht den Bohème von einst, er trägt noch immer den Schlapphut, er hat sich erfreulicherweise auch den leichten Sinn seines fidelen „Bruder Straubinger" gewahrt, der ihn zuerst bekannt machte. Dabei war es gerade für Eysler nach alledem, was er uns von seinen Lebenskämpfen andeutete, keineswegs leicht, den Humor nicht zu verlieren. Er gehörte zu jenen Begabten, die zunächst den Eltern und Erziehern nur spärliche Freuden bereiten. Heute legte er sogar das reumüthige Bekenntniß ab, daß er ein sogenannter „Schulstürzer" gewesen ist und lieber in den Augarten als in die Realschule spazierte. Später ward es ihm freilich mit dem Lernen ernster, als sein Vater, ein bedächtiger Kaufmann, den Plan aufgeben mußte, den Thunichtgut zu einem Ingenieur heranzubilden, und ihm endlich gestattete, das Konservatorium zu besuchen. Trotz Erfüllung dieses Wunsches standen die rosigen Tage für ihn noch in der Ferne. Zunächst mußte er sich durch Klavierstunden weiterhelfen, in der Nacht komponirte er — natürlich eine Oper. Ignaz Schnitzer überließ ihm ein Libretto „Der Herzenspiegel" zu dieser Oper, die Direktor Mahler schleunigst ablehnte. Auch mit seinen Liedern hatte er einstweilen wenig Glück. Das später durch Girardi so berühmt gewordene „Küssen ist keine Sünd'" konnte er nicht einmal für zehn Gulden an den Mann bringen, später hat er dafür fast 30,000 K. eingeheimst. Er war auf den Reichthum so wenig vorbereitet, daß er nach dem Erfolge des „Bruder Straubinger" sich nicht allein über die Gasse traute, als er nach der ersten Wochenabrechnung des Theaters, die gegen tausend Kronen betrug, zum erstenmal so viel Geld in der Tasche trug. Diese naiv liebenswürdigen Züge gaben dem gar nicht prätentiösen Vortrag das Gepräge der launigen Plauderei. Sie wurde seriöser, als er von seinem Künstlerstreben und seiner Naturliebe sprach, von seinem Sommerheim, das er sich in Andrä-Wördern errichtet, inmitten jener österreichischen Landschaft, deren Heiterkeit aus seinen Walzern widerklingt. Am ernstesten ward Eysler aber zum Schlusse seiner Ausführungen genommen, als er sich an das Klavier setzte, das „Weinlied" und andere seiner „Schlager" spielte.

* * *

In's Herz getroffen zu sein, galt in buchstäblichem und übertragenem Sinne früher als eine unbedingt tödtliche Verwundung, aber auch diese Regel hat die Kunst des Chirurgen umgestoßen. Die ärztliche Literatur hat auf ihren Ruhmesblättern schon eine beträchtliche Zahl von Fällen verzeichnet, in denen Herzwunden zu völliger Heilung gebracht wurden. Freilich sind Schußverletzungen begreiflicherweise noch weit gefährlicher als solche durch einen Stich, obgleich auch bei diesen selbstverständlich die Voraussetzung zu machen ist, daß sie mehr oberflächlicher Natur sind. Der Privatdozent Dr. Finsterer hat jetzt vor der Gesellschaft der Aerzte in Wien einen beachtenswerthen Erfolg geschildert, den er an einem Selbstmord-Kandidaten gegen eine Schußverletzung des Herzens errungen hat. Es handelte sich um einen jungen Mann, der sich durch einen Revolverschuß um's Leben zu bringen versucht und sich auch in's Herz getroffen hatte, so daß er in einem anscheinend hoffnungslosen Zustand der Unfallstation eingeliefert wurde. Er befand sich in todtenähnlicher Bewußtlosigkeit, und der Puls war fast völlig verschwunden. Der Arzt griff infolge dessen sofort zur Kampfespritze, schritt aber nicht zur Operation, ehe er nicht die Art und den Grad der Verletzung möglichst genau festgestellt hatte. Zu diesem Zweck wurde der Verletzte auch mit Röntgenstrahlen durchleuchtet und es ergab sich, daß die Revolverkugel im Herzen selbst steckte, in dessen Innern aber beweglich war und bei der Zusammenziehung und Ausdehnung des Organs hin und her geworfen wurde. Nach Berathung mit Professor Hochenegg wurde die Operation in der Weise ausgeführt, daß die Herzwunde von außen zugenäht wurde, ohne das Geschoß zu entfernen, was ohne die äußerste Lebensgefahr nicht möglich gewesen wäre. Nach vierzehn Tagen konnte von einem sicheren Gelingen der Operation gesprochen werden, und nach weiteren vier Wochen war die Revolverkugel derart nahe der Herzspitze eingeheilt, daß sie nur noch verhältnißmäßig geringe Beschwerden verursachte. Der gerettete Selbstmörder wird also wahrscheinlich, wenn er nicht etwa seine Absicht mit Erfolg wiederholt, mit der Kugel im Herzen ganz munter weiterleben können.

* * *

In dem Landtagsabgeordneten und ehemaligen Bürgermeisters von Prag, Dr. Johann Podlipny, der im Alter von 65 Jahren gestorben ist, ging ein erbitterter Feind des Deutschthums dahin. In dem harten Kampfe der Deutschen gegen die tschechische Uebermacht im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts hat Dr. Podlipny eine hervorragende Rolle gespielt. Als einer der Führer der jungtschechischen Bewegung hat er an den Niederlagen, welche die Jungtschechen der alttschechischen Partei in Böhmen seit der Zeit der Wiener Punktationen bereiteten, einen regen Antheil gehabt und den nationalen Chauvinismus geschürt, der sich in der Zeit Badeni's und unter der Statthalterschaft des Grafen Franz Thun zu einer großen Gefahr für den Staat gestaltete. Dem Hasse der Tschechen gegen Deutschland und das deutsch-österreichische Bündnis, der Begeisterung für den russischen Panslawismus und die französisch-russische Entente hat Bürgermeister Dr. Podlipny in zahlreichen Reden in der Prager Stadtvertretung und im böhmischen Landtage wiederholt Ausdruck gegeben. Als Obmann der tschechischen Sokol-Verbände zog er an der Spitze der tschechischen Turner in der bunten Turnertracht zu den Gymnastenfesten nach Frankreich, wo er unter dem Jubel der französischen Chauvinisten in Lothringen, in Nancy und Luneville gegen den gemeinsamen Feind an der Grenze wetterte und ordensgeschmückt in die Heimath zurückkehrte, um bald darauf die französischen Gymnasten als Gäste der Stadt Prag feierlich zu empfangen und sie als Waffengenossen gegen Preußen zu begrüßen.

* * *

Der Fabrikant Heinrich Mendl in Wien hat sich bereit erklärt, eine großartige und zeitgemäße Stiftung zu errichten. Es soll in Wien auf einem von Herrn Mendl erworbenen Grund ein Institut entstehen, das den strengsten Forderungen der Hygiene und Sozialpädagogik Genüge leisten und der Erziehung von dreihundert armen Kindern in Mädchen- und Knabenhorten gewidmet sein soll. Eine Anzahl von Hörsälen für unentgeltliche Unterrichtskurse sowie eine große Vortrags- und Konzerthalle sollen es überdies ermöglichen, in den Abendstunden Erwachsenen Belehrung und Konzerte zu bieten. Die Führung des Betriebes übernimmt der Verein zur Errichtung und Erhaltung von Horten für schulpflichtige Kinder, der vor sieben Jahren von Dr. Med. Samuely, dem jetzigen Obmann, gegründet wurde. Die Kosten des Baues sind auf 200,000 Kronen veranschlagt, die der Stifter allein tragen will. Der Betrieb ist auf 25,000 Kronen pro Jahr präliminirt.

* * *

Der Rektor der Wiener Universität veröffentlicht einen Aufruf, in dem der Plan zur Gründung eines Museums für Hochschulwesen und Studentenleben in Wien entwickelt wird. Den Grundstock der Sammlungen sollen jene Gegenstände bilden, welche aus Oesterreich in der Leipziger Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und in der Separatausstellung „Der Student" ausgestellt sein werden.

Allerlei.

Ein unbekannter Mann feuerte gegen den Gastwirth Franz Provaznik in Tschetitz bei Reichenau einen Revolverschuß aus unmittelbarer Nähe in dem Augenblicke ab, als der Gastwirth nach 2 Uhr Nachts sein Lokal sperren wollte. Provaznik erlitt eine schwere Verletzung. Der Thäter entkam, doch ergaben die Erhebungen der Gendarmerie, daß der Müllergehilfe Josef Vsetecka den Mordversuch begangen hat.

Zu dem Selbstmorde des Direktors der Olmützer Kreditbank, Louis Loew, wird noch folgendes mitgetheilt: Das Statut der Bank wurde aufgenommen. Der Stand der Bank, welche über ein Aktienkapital von zwei Millionen Kronen und 200,000 Kronen Reserven, sowie den Reingewinn des letzten Jahres von 140,000 Kronen und einen Einlagestand von 1,100,000 Kronen verfügt, wird in finanzieller Beziehung als nicht ungünstig angesehen, wenn sich kein neuer Zufall ereignet. Die Verbindlichkeiten, die Direktor Loew gegen die Bank hat, sind durch das Haus Loew und dessen Policen nahezu gedeckt.

Die tschechisch-radikale Partei hat den Jungtschechen vorgeworfen, daß sie durch Vermittlung des Ministers a. D. Dr. Pacak seinerzeit 20,000 Kr. aus dem Dispositionsfonds für das Parteiblatt „Den" erhalten haben. „Ceske Slovo" forderte den Abg. Dr. Kramarz auf, das Notizbuch, in welchem die Aufzeichnungen des verstorbenen Abg. Anýz in Angelegenheit der aus dem Dispositionsfonds erhaltenen Gelder enthalten sind, einer Kommission zur Begutachtung vorzulegen.

In Turocz-Szent-Marton wurde der politische Führer der Slowaken Paul Mudron bestattet. Mudron entstammte einer armen Lehrerfamilie, wurde 1835 im Houter Komitat geboren und stieß sich nach Absolvirung seiner juristischen Studien in Preßburg und Wien als Advokat in Turocz-Szent-Marton nieder. Er war eine konziliante Natur und wurde wegen seiner Herzensgüte und seiner Charaktereigenschaften auch von den politischen Gegnern geachtet.

In Groß-Lupp in Unterkrain ist der Landtags-Abgeordnete Realitätenbesitzer Franz Koschak im Alter von 68 Jahren gestorben. Er war ein einflußreiches Mitglied der slowenischen Volkspartei und bekleidete seit zwanzig Jahren das Mandat eines Landtags-Abgeordneten; außerdem war er durch 37 Jahre Bürgermeister von Groß-Lupp.

Der Kaiser hat dem Gesellschafter der protokollirten Firma Otto Maaß' Söhne in Wien, Kommerzialrath Rudolf Maaß, den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse und dem bosnisch-herzegowinischen Steuereinnehmer Karl Schwarz anläßlich der auf sein Ansuchen erfolgten Pensionirung das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens verliehen.

In Pozsony feierte die Rechtsakademie das 50jährige Dienstjubiläum des Dekans Hofraths Dr. Georg Fésüs.

Roman aus dem Leben: Der Sohn der Magd als Baron von Zois. — Raimund-Preise an Schnitzler und Holzer; Teleki-Preis: Somló. — Landtagstags-Abgeordneter Karl Wiesner † — Grundsteinlegung der Elisabeth-Universität. — Diener erbt Millionen. — Furchtbares Familiendrama. — Die Finanzen der Gräfin Csaky. — Allerlei.

Dem Ehepaare Baron Hans von Zois wurde nach einem alten Testamente für den Fall, daß ihm ein Sohn geboren werde, für diesen ein Betrag von 100,000 Kronen zugesichert, dessen Nutznießung bis zur Mündigkeit des Knaben dem Ehepaare Zois zugefallen wäre. Da die Ehe des Baron Zois mit seiner Gattin, der im Oktober 1877 geborenen Marie Schmidt, kinderlos geblieben war, kam die Baronin auf den Gedanken, einen Sohn zu unterschieben, um in den Genuß der testamentarisch zugesicherten Summe zu gelangen. Sie fand in einer Hebamme Namens Gaber eine Helferin, die sich gegen eine Belohnung von 500 Kronen bereit erklärte, einen neugeborenen Knaben herbeizuschaffen.

Eine passende Gelegenheit fand sich, als das Dienstmädchen Elise Hirt ihrer Entbindung entgegensah. Das Dienstmädchen erklärte sich gegen die Zusicherung von 1000 Kronen bereit, ihr Kind, falls es ein Knabe sei, der Baronin zu überlassen. Die Baronin Zois täuschte nun ihrem Gatten Merkmale der Schwangerschaft vor, begab sich im Jänner zu der Hebamme Gaber und „gebar" dort am 21. Jänner d. J. den angeblichen Sohn. In Wirklichkeit war dies der zur selben Zeit geborene Knabe der Hirt.

Nachdem dies geschehen war, ging die Baronin unverzüglich daran, die zugesicherten 100,000 Kronen zu erlangen. Ihr Drängen fiel aber auf und durch die Indiskretion einer Person wurde die ganze Sache verrathen. Neulich wurde in der Wohnung des Ehepaares Zois eine gerichtliche Haussuchung vorgenommen, die ein derart belastendes Material ergab, daß die Baronin sofort verhaftet wurde. Freiherr Hans von Zois, der jetzt erst von dem Betruge Kenntniß erhielt, erlitt einen Nervenchok und wollte sich aus dem Fenster stürzen. Nur mit Gewalt konnte er daran gehindert werden.

Eine Hausdurchsuchung bei der Hebamme Gaber förderte gleichfalls ein sensationelles Ergebnis zutage. Es wurde unter anderem das Original des Schuldscheines aufgefunden, mit dem sich die Baronin zur Zahlung von 500 Kronen als Honorar für die Beihilfe bei der Kindesunterschiebung verpflichtete. Die Hebamme hatte ein volles Geständnis abgelegt. Sie wurde ebenfalls verhaftet.

Es gilt nicht als ausgeschlossen, daß in der Kindesunterschiebungsaffäre der Baronin Zois weitere Verhaftungen erfolgen werden. Der Geliebte der Baronin ist der 21 Jahre alte in einer Automobilfabrik angestellte Arbeiter Franz Girak, der Sohn der Pflegemutter des unterschobenen Kindes.

* * *

Die zwei fälligen Raimund-Preise von je 2000 Kronen wurden an Arthur Schnitzler für den „Jungen Medardus" und an Rudolf Holzer für die Komödie „Gute Mütter" zuerkannt.

Arthur Schnitzler hat mit seiner dramatischen Historie dem im Jahre 1910 erschienen „Jungen Medardus" einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Das Stück, das eine interessante Episode der österreichischen Geschichte der napoleonischen Zeit behandelt, wurde am Burgtheater in einer Serie von etwa 40 Aufführungen gegeben und hat auch seine Runde über alle Provinzbühnen in Oesterreich gemacht.

Rudolf Holzer, der zu den besten volksthümlichen Schriftstellern Wiens gehört, hat sich besonders durch seine vortreffliche Volksausgabe der Werke Stifters einen guten Namen gemacht. Neben seiner Tragödie „Hans Kojlhaase" hatte er mit der Komödie „Gute Mütter" vom Jahre 1906 einen durchschlagenden Erfolg.

Die ungarische Akademie der Wissenschaften hielt eine außerordentliche Plenarsitzung, in welcher der Teleki-Preis zur Entscheidung gelangte. Um den mit hundert Dukaten dotirten Preis bewarben sich sieben Lustspiele. Die mit dem Motto „Fortuna Szekeren" versehene Arbeit, welche nunmehr zum dritten Male auf eine akademische Auszeichnung aspirirt, ist nichts weniger als vollkommen, aber mit Rücksicht darauf, daß der Preis unbedingt ausgefolgt werden muß und daß dieses Werk das relativ beste ist, wurde ihm der Preis zuerkannt. Sie stammt vom Direktor der Schauspiel-Akademie Alexander Somló her.

* * *

Der oberösterreichische Landtag hat einen schweren Verlust erlitten. Der Landtagsabgeordnete Karl Wiesner ist im Spitale der Barmherzigen Schwestern zu Linz verschieden. Wiesner's Wiege stand in Wolfern, wo er als Sohn eines Gastwirthes und Fleischhauers 1864 das Licht der Welt erblickte. Im Alter von 25 Jahren heirathete er nach Sierning. Seine Frau, Josefa Wegscheider, besaß, außer einem renommirten Gasthause und einer gutgehenden Fleischhauerei, noch ein großes Bauerngut. Sie war zwar bedeutend älter als er, aber die Ehe war eine äußerst glückliche und Wiesner war zeitlebens seiner Frau, die ihn, wie er zu sagen pflegte, zu etwas gebracht hatte, vom ganzen Herzen dankbar. 1891 wurde er Bürgermeister der größten Landgemeinde Oberösterreichs, Sierning. 1902 entschied er sich im Bezirk Enns für die Uebernahme der Landtagskandidatur als Christlichsozialer. Er wurde auch glänzend gewählt. 1909 wurde er vom ganzen Landtage in den Landesausschuß gewählt und als Landesausschußmitglied in das Kuratorium des Gewerbeförderungsinstitutes (wo er Vizepräsident war), in den Verwaltungsrath der Steyrthalbahn, in den Landesschulrath entsendet und als Beirath für das Meisteratelier für Stahlschnitt in Steyr und als Mitglied des Schulausschusses der Staatsgewerbeschule in Linz bestimmt.

Die Grundsteinlegung der Pozsonyer Universität, welche den Namen „Königliche Ungarische Elisabeth-Universität" erhalten hat, wird am Wendetage der Krönung, am 8. Juni, vor sich gehen. Die Grundsteinlegungsfeier wird in Anwesenheit des Königs, der Minister, der Vertreter des Magnaten- und Abgeordnetenhauses und der wissenschaftlichen Welt erfolgen.

* * *

Aus Ungarisch-Altenburg wird berichtet: Bei Eröffnung des Testamentes der Wittwe Andreas Mayer stellte sich heraus, daß die reiche Dame eine Million Kronen von ihrem vier Millionen betragenden Vermögen ihrem Diener Georg Peck vermacht hatte.

* * *

In der Ortschaft Laszowitz hat sich ein furchtbares Familiendrama abgespielt. Der Oberförster der Herrschaft erschoß seine Frau und seine beiden Kinder mit einem Jagdgewehr. Hierauf richtete er die Waffe gegen sich selbst und brachte sich so schwere Verletzungen bei, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

* * *

In Nagyvarad war die Nachricht verbreitet, daß die Gräfin Georg Csaky, Erbin nach dem verstorbenen Kismarjaer Gutsbesitzer Edmund Beöthy, die in Budapest und Wien fürstlich eingerichtete Palais besitzt, wegen Verschwendung unter Kuratel gestellt worden sei. Die Gläubiger der Gräfin bestürmten auf Grund dieser Nachricht den Gerichtshof und reichten Wechselklagen im Betrage von 200,000 Kronen gegen sie ein. Da die auf diese Klagen bezüglichen Akten der Gräfin, deren gegenwärtiger Aufenthaltsort unbekannt ist, nicht z